



## Vikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postanstalten oder direct bei unserer Administration (Redaction und Administration: Budapest, IV. Hatvanergasse 2) angenommen. — Beiträge werden honorirt, Manuscripte nicht zurückgeschickt.

Pränumerationsbetrag für Oesterreich-Ungarn:  
auf  $\frac{1}{4}$  Jahr 2 fl. 50 kr. —  $\frac{1}{2}$  Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.  
für Deutschland und das übrige Ausland:  
auf  $\frac{1}{4}$  Jahr 4 Mark 50 Pf. —  $\frac{1}{2}$  Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.



### Liebhaber oder Hätte?

I.  
Saint-Fargeau hatte von seiner Mutter einen Brief erhalten, in welchem sie ihn dringend bat, auf einige Tage heimzukommen. Sie wohnte zu Val in der Provence und gab in einer Nachschrift ihrem Sohne zu verstehen, daß sie auch die Ankunft des Fräuleins Jeanne von Parnac erwarte. Saint-Fargeau wußte genau, welche Absichten seine Mutter mit die-

sem Mädchen habe. Er habe bisher alle Heirats-Gedanken von sich gewiesen; aber sei es, daß er Jeanne angenehme Erinnerungen bewahrt hatte, sei es, daß er in seinen Liebeshändeln neuestens unangenehme Erfahrungen machen mußte: Thatsache ist, daß ihm die Einladung seiner Mutter nicht gerade unwillkommen war. Warum nicht heirathen? Früher oder später muß es doch geschehen . . .

Als er um sieben Uhr Abends im Bahnhofe anlangte,

um den Expreszug zu besteigen, fand er alle Coupés gefüllt. Viele Familien begaben sich schon auf das Land. Er hatte indessen Glück. Er sah an der Kasse, wie ein dicker, respektabler Herr fünf Billets erster Klasse nach Étampes nahm. Er brauchte nur in das nämliche Coupé zu steigen; es war doch nicht wahrscheinlich, daß ein siebenter Passagier da noch einsteigen werde: somit wird er von Étampes ab allein sein.

Er folgte dem dicken Herrn und sah daselbst außer diesem noch die Frau, zwei Kinder und eine englische Bonne installiert, dazu eine Unzahl von Schachteln, Handtaschen, Shawls und dergleichen. Er postirte sich in einem Winkel auf der Einsteigseite, zog ein Buch hervor und begann zu lesen. Doch ward er im Lesen bald durch die Ankunft eines Herrn gestört, welcher, nachdem er auf die nach Étampes reisende Familie einen Blick voll Zufriedenheit und Beruhigung geworfen hatte, eine Handtasche in das Netz gegenüber Saint-Fargeau legte, dann wieder ausstieg und mit einer jungen Dame zu plaudern begann, die auf dem Perron stand. Sie war hübsch, so viel man durch den dichten Schleier sehen konnte, der ihr Gesicht verhüllte und da das Pärchen vor der Waggonthüre stand, verlor Saint-Fargeau kein Wort von der Unterredung der Beiden.

— Du wirst mir schreiben? sagte der Mann.

— So oft als möglich, ich verspreche es Dir.

— Und wann werde ich Dich wiedersehen?

— Bald; Du weißt es wohl.

Jetzt ein Blick, so lang, so eindringlich, so zärtlich, daß er fast einen Kuß aufwog. Saint-Fargeau fühlte sich gerührt.

— Sie sind sehr lieb, die Beiden, sagte er sich.

— Und wirst Du nicht einige Tage abkommen können? fragte jetzt die Dame.

— Leider nein; Du weißt ja . . . Ich werde mich nicht vom Fleck rühren können. Himmel, wie weit ist doch dieses Toulouse!

— Ei, Der reist bis Toulouse! dachte Saint-Fargeau. Da werde ich keinen Augenblick allein sein. Ich sollte in ein anderes Coupé steigen.

Doch die Zeit der Abfahrt nahte heran; die Glocke tönte laut und hell unter dem Glasdache des Bahnhofes.

— Einsteigen nach Toulouse, meine Herrschaften! . . .

Eine letzte Umarmung, ein letzter Händedruck, einige leise geflüsterte Worte . . . Und nun ruft der Schaffner wieder:

— Einsteigen! Einsteigen! . . .

Wider alles Erwarten sah Philipp die junge Frau einsteigen und ihm gegenüber Platz nehmen.

— Schau, schau! Sie wird abreisen . . . Das wird immer besser . . . Ich werde die ganze Nacht nicht rauchen können . . .

Der Herr war auf das Trittbrett gestiegen und nun standen sie da, Aug' in Auge und Hand in Hand, stumm und traurig.

— Zurück, meine Herren! Zurück! . . .

Die letzte Coupéthüre wird zugeschlagen, der Pfiff ertönt und der Zug setzt sich schwerfällig in Bewegung. Die junge Frau neigt sich zum Fenster hinaus und läßt ihr Taschentuch zum Gruße flattern, bis der Bahnhof ihren Augen entwindet.

In einen langen Ueberrock von blauem Tuch gehüllt, mit schlanker Taille, runden Schultern, wohlgeformten Armen, die feinen Hände mit knöpfelosen schwedischen Handschuhen bekleidet — so saß sie da in ihre Ecke gedrückt, ganz in ihre Gedanken versunken, als hätte sie nicht die Kraft, sich zu rühren. Wer konnte sie sein? Ihre Haltung, ihre Toilette, die wenigen Bewegungen, welche sie machte, verriethen eine Dame der besseren Stände. Wahrscheinlich eine Frau aus der Provinz, die unter irgend einem Vorwande nach Paris gereist war, dort einige Tage mit ihrem Liebhaber zugebracht hat und nun zu ihrem Gatten oder zu ihrer Familie zurückkehrt.

Dieser Gedanke verdoppelte noch das Interesse Saint-Fargeau's für die schöne Unbekannte. Wenn eine Frau einen Geliebten hat, warum sollte sie nicht deren zwei haben und warum sollte dann nicht er der zweite Geliebte sein?

Also: sie ist die Maitresse des Herrn, der sie auf den Bahnhof begleitet hatte. Ist sie auch hübsch? Seine forschenden Blicke vermochten nicht durch den dichten Schleier zu dringen. Wird sie lange so vermunnt bleiben?

Der Abend war herrlich; durch das offene Fenster strömte eine milde Luft in den Waggon. Die junge Frau erhob sich, öffnete ihren Ueberrock und berührte mit einer raschen Bewegung ein Veilchensträußchen, das zwischen zwei Knopflöchern ihres Leibchens sichtbar war. Diese kurze Bewegung der Dame war reizend. Sie wußte, daß sie dieses Bouquet, ein Andenken an den Abwesenden, da finden werde; sie hatte geradenweges die Hand zu jener Stelle geführt, wo es sich befand, wie um eine letzte Liebkosung Demjenigen zu senden, der zurückgeblieben war und nun traurig in seine einsame Wohnung zurückkehrte. Das war reizend . . . zärtlich! . . . Sie näherte jetzt ihr Antlitz dem Fenster und schlug ihren Schleier zurück, um besser Luft schöpfen zu können. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten ihr Antlitz. Sie war wirklich schön, hatte ein ovales Antlitz, schwarze Augen, dunkles Haar, frische Lippen, kleine, weiße Zähne.

Philipp hielt sein Buch noch immer offen in der Hand; seit der Abreise hatte er noch keine zwei Seiten gelesen.

Sie lehnte sich in ihre Ecke zurück und schloß die Augen, als ob sie einschlafen wollte. Dann richtete sie sich wieder auf, erhob sich und suchte ihre Handtasche, welche ihr Begleiter im Augenblick der Abreise in das Netz gelegt hatte. Die Tasche war groß und schien sehr schwer zu sein; sie hatte den Griff mit beiden Händen gefaßt und mit aufgerichtetem Leibe, mit ausgestreckten Armen zog sie daran aus Leibeskräften, ohne die Tasche auch nur um eine Linie von der Stelle zu rücken. Unter ihren Anstrengungen legten sich Leibchen und Kleid knapp an ihren Körper, so daß der jugendliche Busen, der feste Bauch, die schlanken, runden Beine sich abzeichneten. Saint-Fargeau fand ein solches Vergnügen an diesem Anblick, daß er einige Sekunden verstreichen ließ, ehe er der Unbekannten seine Dienste anbot. Endlich entschloß er sich, ergriff die Tasche mit einer Hand, hob sie vom Netze und legte sie neben die Dame hin, die ihm höflich, aber eifrig kühl dankte. Dann öffnete sie die Handtasche und holte aus der Tiefe derselben ein Buch hervor.

Doch sie las ebensowenig wie ihr Nachbar. Der Roman lag aufgeschlagen auf ihren Knien, während sie, die Blicke starr auf die wechselnde Landschaft gerichtet, ganz in ihre

Gedanken versunken war. Ihr matter Blick, die schweren Augenlider, ihr ganzes Wesen verrieth, daß der Abschied ebenso traurig, als lang und zärtlich gewesen. Von Zeit zu Zeit hob ein tiefer Seufzer ihre Brust, ihre Nasenflügel zitterten, ihr Blick ward feucht und verschleierte sich, ein leichtes Beben bewegte ihre Lippen, dann sank sie wieder in ihre Träumerei zurück.

Sie ist schwer bekümmert, dachte sich Saint-Fargeau. Ist denn dieser Liebhaber gar so verführerisch? Denn daß es der Liebhaber ist, darauf möchte ich wetten. Dies verrieth schon das Sträußchen. Das Bouquet des Ehemannes wäre viel größer, bestände aus Rosen, aus Flieder, kurz es wäre kühner, vertraulicher. Das ist hingegen ein bescheidenes Veilchenbouquet, das man kaum bemerkt und das man später mit den Briefen aufbewahren kann. Auch ist man wegen des Ehemannes, den man sicher wieder antreffen und bis zur Sättigung besitzen wird, nicht so tief bekümmert.

Also der Liebhaber . . . Wie, wenn ich es versuchen würde, meine Fußspitze vorrücken zu lassen? Warum nicht? In solchen Augenblicken hat man bei den Frauen das meiste Glück.

Saint-Fargeau streckte behutsam den Fuß vor; der Fuß der Unbekannten wich zurück; ein zweiter Versuch hatte den nämlichen Mißerfolg; der gegnerische Fuß mied jede Berührung, aber ohne Auffälligkeit, die Dame that als merkte sie nichts.

In Stampes stieg die Familie aus.

Was wird sie nun thun? fragte sich Saint-Fargeau, als er sich mit der Unbekannten allein sah.

Sie that nichts; sie nahm ihren Winkel wieder ein und schien die Aenderung der Lage gar nicht zu bemerken. Er nahm seinen Angriff wieder auf; aber jetzt, da sie allein waren, ging er anders vor. Er nahm sich seiner Nachbarin an, erwies ihr hundert kleine Aufmerksamkeiten, öffnete und schloß das Fenster je nach der Windrichtung, hob das zu Boden gefallene Buch auf und überreichte es ihr mit einem liebenswürdigen Lächeln. Auch folgte er ihr ausdauernd mit seinen Blicken und diese Blicke waren so zärtlich als möglich! Sie rührte sich nicht . . .

Man hatte Orleans hinter sich. In Vierzon stieg Saint-Fargeau aus, um eine Zigarette zu rauchen; er stellte ihr seine Dienste zur Verfügung, fragte, ob er ihr ein Sandwich, ein Glas Porto bringen dürfe? Sie dankte kühl.

Nachdem er wieder eingestiegen war, beschloß Saint-Fargeau, entschiedener vorzugehen. Er mußte wissen woran er sei und sich eine Gelegenheit nicht entgehen lassen, die sich vielleicht nie wieder finden wird. Unser Freund hatte überdies eine Theorie, die man theilen oder verwerfen kann, Jeder nach seinen eigenen Erfahrungen. Diese Theorie ist folgende: Eine Frau, die sicher ist, ihren Besieger nicht wiederzusehen oder nie wieder von ihm zu hören, wird in neun Fällen von zehn nur einen schwachen Widerstand leisten.

Er sprach seine Nachbarin an, beklagte sich in respektvollem Tone, daß sie seine Dienste zurückgewiesen habe. Sie betrachtete ihn mit erstaunter Miene, als ob nicht sie es wäre, zu der man spricht und beschränkte sich auf eine trockene Antwort in drei Worten. Es war klar, daß sie ein für allemal sich seiner entledigen wollte. Saint-Fargeau ließ es sich gesagt sein und da Mitternacht vorüber war, lehnte er sich in seine Ecke zurück, um sich durch den Schlaf zu trösten.

## II.

Aber er konnte nicht einschlafen. Die junge Frau hatte ihren Hut abgelegt, einen Gaze-Schleier um den Kopf gebunden, um sich gegen den Staub zu schützen und saß in ihrem Plaid gehüllt, unbeweglich in ihrem Winkel, aber ebenfalls ohne zu schlafen. Saint-Fargeau beschäftigte sich in Gedanken noch immer mit ihr, aber jetzt in einer andern Weise. Während er sich vorhin gesagt hatte: „Da sie einen Geliebten hat, warum sollte sie mir widerstehen?“ — sagte er sich jetzt: „Sie hat mir widerstanden, weil sie keinen Geliebten hat.“ Die eine Folgerung ist so vernünftig wie die andere.

Er freute sich jetzt, nicht zu weit gegangen zu sein. Das ist entschieden eine ehrbare Frau. Sie hat ihren Gatten verlassen, — den Mann, der sie in den Bahnhof begleitet hatte — um einige Tage bei ihrer Familie in der Provinz zuzubringen. Ihre Toilette war eine vollkommene, eine solche Toilette macht man nur bei sich zuhause, nicht in der Wohnung eines Junggesellen, der seine Geliebte in der Toilette jeden Augenblick unterbrechen würde. Saint-Fargeau machte sich innerlich Vorwürfe; an die Stelle des sinnlichen Interesses, welches sie ihm anfangs eingestößt hatte, trat jetzt eine milde, fast väterliche Zuneigung. Jetzt, da er es mit einer ehrbaren Frau zu thun hatte, dachte er an seine Zukünftige, an Jeanne de Parnac. In dem regelmäßigen, sanften Schaukeln des Waggons verfloßen Jeanne und seine Nachbarin in einander. Ihm war, er wäre in Paris geblieben und Jeanne wäre abgereist und könnte sich nicht über die Trennung von ihm trösten. Im Geiste sah er sich dann mit Jeanne verheirathet und sie war es, die er auf der Reise begleitete; kurz, alle Thorheiten eines Traumes. Endlich schief er ein und erwachte erst wieder in der Umgebung von Brives, gegen 5 Uhr Morgens. Sein erster Blick galt seiner Nachbarin. Sie war wach und damit beschäftigt, ein kleinwenig Toilette zu machen, wozu sie sich das Nöthige aus ihrer Handtasche geholt. Sie war jetzt frisch und munter; Niemand hätte gesagt, daß sie eine Nacht im Eisenbahn-Waggon zugebracht habe. Er betrachtete sie wohlwollend und sagte sich im Stillen: „Das ist das wahre Glück, von einer solchen ehrbaren Frau geliebt zu werden.“

In Figeac stieg sie aus und verzehrte mit gutem Appetit eine Tasse Chocolate und ein großes Stück Weißbrod. Dann stieg sie wieder ein und sagte zu ihrem Nachbar:

— Wenn Sie jetzt rauchen wollen, mein Herr, will ich Ihnen eine Zigarette erlauben.

Dann wandte sie sich wieder weg, gleichsam fest entschlossen, die Unterhaltung nicht fortzusetzen. Saint-Fargeau zündete sich eine Zigarette an und bestand nicht weiter darauf, mit ihr zu sprechen. Wozu auch? Was hätte er dabei gewonnen? Was ihm an ihr gefiel, war nicht eigentlich sie, sondern die verheirathete Frau, seine Frau, die Frau, die er zu heirathen im Begriffe stand. Alle seine Zweifel waren verschwunden; bedauert und geliebt zu werden: das ist das Loos des Gatten, der eines so anbetungswürdigen Geschöpfes würdig ist. Er träumte seinen Traum weiter und verwechselte abermals in Gedanken die Unbekannte mit Jeanne de Parnac; die Liebe dieser Frau zu dem Gatten, von dem sie im Bahnhofe

so schwer Abschied genommen, hatte in seinen Augen etwas Heiliges. Wäre die Familie Barnac da gewesen, er hätte so gleich um die Hand Jeannes angehalten.

Der Ruf „Toulouse“ scheuchte ihn aus seiner Träumerei auf. Der Zug braust zischend und pustend in die Halle; die Compéthüren werden aufgerissen. Saint-Fargeau erhebt sich, um seiner Nachbarin seine Dienste anzubieten; allein, ein Herr kommt ihm zuvor, der herbeieilt, sie in seine Arme nimmt und glücklich lachend auf den Boden stellt. Dann wendet er sich zu einem jungen Mann, der bescheiden zur Seite steht und ruft ihm zu:

— So komm' doch näher, daß ich Dich meiner Frau vorstelle! . . .

Seine Frau! . . . Und der Andere? . . . der in Paris? . . . an den sie auf der ganzen Reise gedacht hatte? . . . Ah! der Andere war also doch der Liebhaber!! . . .

Dom G.



## O U J O U X.

Eine Frau merkt, daß ein Mann in sie verliebt sei, wenn er anfängt Dummheiten zu machen.

\*

Manche elegische Dichter haben den Tod von der Brust; manche leichte Frauen leben davon.

\*

Wenn man von einem Manne sagt, er habe eine gute Parthie gemacht, kann man sicher behaupten, daß seine Frau eine schlechte Parthie gemacht habe.

\*

Eine Frau ist wie eine Armee: sie ist verloren, wenn sie keine Reserve hat.

\*

Die Eifersucht ist die Schwester der Liebe, wie der Teufel der Bruder der Engel.

\*

Es ist begreiflich, daß die Mütter den Walzer lieben; aber es ist unbegreiflich, daß sie ihn ihren Töchtern gestatten.

\*

Der Bruch zweier Verliebten ist nur dann schmerzlich, wenn der Eine das letzte Blatt umschlägt, während der Andere noch liest.

\*

Die Ehe ist die Taufe der Liebe, zuweilen auch ihre letzte Delung.

\*

Man liebt nicht wegen der Beweise von Zuneigung, die man schon empfangen hat, sondern wegen derjenigen, die man noch erwartet.

\*

Es gibt Menschen, die in allen ihren Gefühlen eine große Nüchternheit an den Tag legen. Sie genießen ihr Leben langsam und ruhig wie ein Glas klaren Wassers und wenn sie auf den Grund gekommen sind, können sie sagen: Ich habe mich nie berauscht; — ich habe nie geliebt.

\*

Jedes Laster kostet ein theures Lösegeld.

\*

Unsere Sinne kennen nur Heißhunger oder Ekel.

\*

Die sinnlichen Leidenschaften beginnen bei einer köstlich besetzten Tafel und hören bei einem Spülichtfaß auf.

\*

Die Frau, die ihrem Manne untreu wird, begeht folgende Verbrechen: „Unterschlagung fremden Eigenthums“; „Diebstahl“, indem sie sich ihrem Manne entwendet; „Schmuggel“, weil sie fremdes Gut verheimlicht; „Mord“, denn sie tödtet ihr Gewissen, und in allen Fällen „Betrug“, weil sie gegen den eigenen Mann mit einem Fremden „unter einer Decke spielt“.

\*

Man kann weder in der Liebe noch in der Freundschaft zu Dreien sein.

\*

Ein Wüstling entfernt sich von der Liebe, wie ein Mann, der die Welt bereisen will, sich von seiner Heimat entfernt.

\*

Das Geld ist nicht die Krönung des Gebäudes unseres Glückes, aber es dient ihm oft als solide Grundlage.

\*

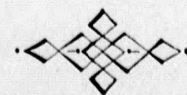
Von einer Leidenschaft zur andern fährt man nicht mit vollen Segeln.

\*

Jede Leidenschaft läßt uns unbefriedigt: sie ist ein Akkord ohne harmonische Auflösung.

\*

Die Liebe, indem sie entflieht, wirft uns eine Rose zu: die Erinnerung.

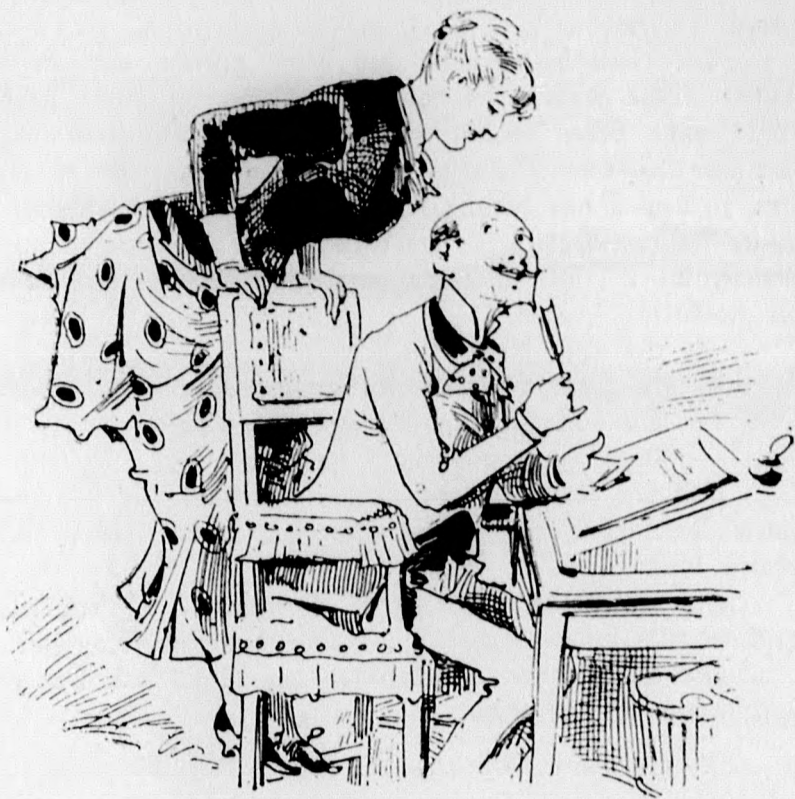


## Am Guckloch.



— Graf Rudi ist heute mit seiner Frau im Theater! Sie ist gar nicht übel . . .  
— Wenn wir an ihrer Stelle wären, würde er sie lieben.

## Der Dichter.



— Liebes Männchen! Was machst Du denn da?  
— Ich dichte ein Sonnet zu Deinem Geburtstage.  
— Dichte mir lieber — einen neuen Hut!

## Das Bouton.

Eine fatale Geschichte.

Von Polydor.

**S**rau von Széplaky war eben damit beschäftigt, ihre elegante Visitenkarte mit einem reizenden Negligé zu vertauschen, als ihr Gatte, Herr Ákos von Széplaky in seiner gewohnten Manierlosigkeit ihr Gemach betrat, ohne angeklopft zu haben. Die Ueberraschte fuhr erschreckt zusammen, faßte sich aber bald wieder und schalt in zärtlich-indignirtem Tone den Gatten wegen seiner Unverfrorenheit in punkto seines rücksichtslosen Benehmens. Der behäbige Katasterdirector hatte aber nur ein gedämpftes, breites Lachen zur Antwort und schritt, unbeirrt durch das Raisonniren des verschämten Weibchens, auf dasselbe zu und schloß die sich Sträubende in seine starken Arme, indem er begütigend ausrief:

— Aber Julcsa, mein Täubchen! Ich bin ja Dein Gatte und das schon seit fünf Jahren, — wie kannst Du so kindisch sein!?

— Das ist wahr, aber ich schäme mich doch vor Dir! erwiederte Julcsa, die gerade halb so alt war, als der Mann.

— Na, na! wirst Dich schon gewöhnen, sagte dieser weiter, indem er dem schüchternen Weibchen die Wangen streichelte.

Doch plötzlich stutzte er. Dann neigte er sein Gesicht nach dem rechten Ohre seiner Frau und fragte sie hastig:

— Wo warst Du, mein Engel?

— Ich — ich? . . . Ich habe Einkäufe gemacht! stotterte die Gefragte verlegen.

— Schau nur: Du hast aus dem linken Ohr Dein Brillant-Bouton verloren! . . .

Die Frau — immer mehr verwirrt — wandte sich zum

Spiegel und stammelte, nachdem sie einigermaßen sich gesammelt hatte:

— Ach, mein Gott! richtig hab' ich's verloren!

Dabei brach sie in Thränen aus. Ákos suchte sie zu beruhigen und erklärte, daß er sofort den Verlust durch den Hajduken austrommeln lassen werde; der Stadthauptmann werde als sein Freund auch sein Möglichstes thun, damit das Juwel zustande gebracht werde.

Damit machte Herr von Széplaky sich auch sogleich auf den Weg.

Schon nach einer Viertelstunde wirbelten die Trommelschlägel und es ward verkündet, daß „wer das Ohrgehänge der hochwohlgeborenen Frau Katasterdirectorin bei der Stadthauptmannschaft deponirt, eine Belohnung von 10 Gulden erhalten werde, im gegentheiligen Falle aber die strengste Strafe zu gewärtigen habe.“

Auf der Abendpromenade gab es an diesem Tage kein anderes Thema, als die „ausgetrommelte Katasterdirectorin“. . . . Alles war aber auch neugierig, ob das Schmuckstück wohl gefunden und ob's auch zurückgestellt werden wird.

Nicht nur die dienstfertigen Untergebenen des Herrn Katasterdirectors, sondern auch fast sämtliche ledigen Herren, namentlich aber die Offiziere der Stadt wetteiferten im Auf- und Absuchen jener Wege, welche die Frau Katasterdirectorin passirt zu haben vorgab. . . .

Die promenirenden Damen beklagten in Folge dieses Umstandes an jenem Abende den Entgang ihrer ständigen Galane und weil sie nichts Besseres zu thun wußten, schlossen sie sich den Suchern an. Kurz: die ganze gute Gesellschaft der Stadt war auf der Suche nach dem Bouton der Frau Katasterdirectorin.

Mit einemmale stockte der Verkehr. Aus der Ferne hörte man Jubelrufe. Bald hernach sah man einen Burschen in Militäruniform sich durch die Menge drängen und dem Stadt-

haufe zueilen. Seine Rechte hielt er fest in die Tasche gestemmt, als bewahrte er dort einen Schatz.

„Gefunden! Gefunden! tönte es aus der Menge.

„Wer hat's gefunden?“ fragten hundert Stimmen.

„Ich!“ rief der uniformirte Bursche, glücklich über den sichern Funderlohn.

Die Leute hätten gerne den Fund gesehen und wollten manche Frage beantwortet haben; doch der glückliche Funder wollte nicht stehen bleiben. Die militärische Disziplin zeigte aber ihre heilsame Wirkung, denn als ein Lieutenant — von einer jungen Dame haranguirt — den Offiziersburschen anredete, stellte dieser sich in die entsprechende Positur und antwortete, unter lautloser Stille der dichten Menge, auf die an ihn gerichteten Fragen.

— Bei wem dienst Du?

— Bei Herrn Husaren-Lieutenant Béla von Gyöngvössy.

— Wo hast Du den Schmuck gefunden?

— Beim Herrn Lieutenant im Bett . . . . .

Und der Kerl sagte das nach soldatischer Art mit einer lauten Deutlichkeit, daß es die Hintersten in der Gruppe vernehmen konnten.

Ein tausendfach variirtes „Ah“ vermengte sich mit halbersticktem silberhellem Richern in der großen Zuhörermenge.

Die chronique scandaleuse des Städtchens war um ein pikantes Kapitel reicher.

## Nani und Michel.

— Ein Idyll. —

Jungfer Nani in der Früh'  
Trieb zur Heerde ihre Küb';  
Sieht von weitem Michel steh'n,  
Wollt' vor Freude fast vergeh'n.

Dicker Michel furchtbar stolz,  
Lehnt am Baume steif wie Holz;  
Wie er's Nanerl kommen sieht,  
Eiligt ihr entgegen flieht.

Nanerl liebe reich zittern thut,  
Michel steigt zu Kopf das Blut;  
Faßt sie an und drückt sie fest,  
Leser denke sich den Rest.

Gisella.

## U. i. w.

(Fragment aus dem Tagebuch eines schönen Mädchens.)

Am 14. Mai 1882. (Irma ist 16 Jahre alt.)



ein Herz überströmt von Wonne; noch zittert meine Hand vor Erregung, indem ich diese Worte schreibe. Oh, ihr süßen, unvergeßlichen Augenblicke des Glückes!

Edmund war heute früher als sonst gekommen und war auffallend bleich. Mein Herz pochte heftig, als er eintrat, als hätte es geahnt was geschehen sollte. Sein heißer Händedruck erfüllte mein ganzes Wesen mit unnenntbarer Wonne und als er mit seiner melodischen, zum Herzen dringenden Stimme zu mir zu sprechen begann, überließ ich mich selbstvergessen der süßen Musik seiner Worte.

Er machte mir eine Liebeserklärung!

Er sagte, die einzige Hoffnung seines Lebens, der einzige Gedanke seiner Seele sei die Gewinnung meiner Gegenliebe. Denn er liebt mich mit heißer, unverlöschbarer Gluth! Er flehte, ich möge ihm ein tröstendes, Hoffnung erweckendes Wort nicht versagen, möge ihn mit meinem Ja für sein ganzes Leben glücklich machen!

Und ich hörte ihn an, mit gesenkten Blicken und der Flammenröthe des Entzückens auf den Wangen. Als seine Worte verklungen waren und er seinen flehenden Blick auf mich heftete, reichte ich ihm in einer unwillkürlichen Bewegung die Hand.

Sierig griff er darnach, überhäufte sie mit glühenden Küssen und nannte mich seinen Engel, seine Einzige, Vielgeliebte!

Oh, mein Gott! Wie glücklich, wie selig bin ich!

\*

Am 25. Jänner 1884.

Der Ball war unvergleichlich glänzend und wird mir ewig in Erinnerung bleiben.

Mein Ballkleid von Rosa-Faille eroberte Jedermann auf den ersten Blick. Als Alfred, der Schönste unter den Ball-Arrangeuren, mich an seinem Arme in den Saal geleitete, zog ein Gemurmel der Bewunderung durch den Saal.

Aber ich hatte den ganzen Abend nur für Alfred ein freundliches Lächeln. Er durfte wahrlich stolz darauf sein und ich — ich war der auszeichnenden Aufmerksamkeit wohl würdig, die er mir widmete.

Während der Raststunde zogen wir uns in eine abseits gelegene Nische zurück und saßen lange stumm hinter den betäubende Dünste ausathmenden tropischen Gewächsen.

Endlich brach Alfred das Stillschweigen; in glühenden Worten gab er den Gefühlen Ausdruck, die er seit langer Zeit für mich hegt.

Ich war selig! Mit einem milden Lächeln und zärtlichen Blicken in den halbgeschlossenen Augen hing ich an seinen beredten Lippen. Und als er geendet hatte, rückte er immer näher, bis er endlich, ganz unvermuthet, seine Arme ungestüm um meinen Nacken legte und — unsere Lippen vereinigten sich in einem langen, heißen Kusse!

Nach diesem Kusse tanzte ich mit ihm selig den Voccaccio-Walzer.

\*

Am 1. Juni 1886.

In diesem Augenblicke sind wir vom Ausfluge zurückgekehrt. Noch sehe ich die grünenden Auen, die Farbenpracht der bunten Blumen, noch höre ich das Laubgeflüster des schattigen Waldes!

Während der ganzen Zeit war ich in Eugens Gesellschaft. Es that mir unaussprechlich wohl, meinen Arm auf seinen starken Arm stützen zu können. Ein wollüstiger Schauer flog über meine Glieder, wenn er von Zeit zu Zeit meinen Arm zärtlich an seine Brust drückte.

Einsilbig wandelten wir dahin. Ich weiß nicht wie es geschah — aber plötzlich blieben wir hinter den übrigen zurück. Ich merkte mit Besorgniß, daß wir im Walde allein seien.

Ermüdet setzte ich mich auf einen Baumstumpf nieder. Eugen nahm zu meinen Füßen Platz und forschte mit sehnsüchtigen Blicken in meinem Antlitz.

Der verliebte Sang eines Vogels erklang in einem nahen Gebüsch. Mein Herz war unsäglich beklommen und unwillkürlich schloß ich die Augen vor den sengenden Blicken Eugens.

Mit einer raschen Bewegung sprang er vom Rasen empor, drückte mich in seine Arme, überschüttete mich mit seinen Küffen — u. s. w. . . .

Ich war unbeschreiblich felig! . . . Zoli.



## BONBONNIÈRE.

### Ein Weiser.

Ein Mitglied der Akademie wurde gefragt, welche Frau er in der Welt am meisten liebe?

— Eine geschickte Köchin! lautete die Antwort.

### Gute Freundinnen.

Frau von A. und Frau von B. plaudern mit vorgehaltenem Fächer von ihrer besten Freundin, der Frau von C.

— Haben Sie ihre neueste Toilette gesehen? Dieser Luxus muß ja ihren armen Mann ruiniren! . . .

— Lassen Sie gut sein; es ist damit wie mit der Steuer: sie wird von so vielen Leuten bezahlt! . . .

### Auf der Hochzeitsreise.

Ein neuvermähltes Paar befindet sich allein in einem Coupé I. Klasse des Sitzzuges. Sie treten ihre Hochzeitsreise an. Die junge Frau ist am vorhergehenden Tage von ihrer Mutter über ihre ehelichen Pflichten belehrt worden und ist nun bereit, ihre Gelehrigkeit und Fügsamkeit zu bekunden. Allein, der junge Ehegatte, so zärtlich und aufmerksam er sonst auch sei, verhält sich in einem gewissen Punkte sehr reservirt und trifft keinerlei Anstalten, welche geeignet wären, die Züchtigkeit seiner jungen Frau auf die Probe zu stellen.

Diese verliert endlich die Geduld und fragt:

— Mein Freund! Hat Ihr Vater vor unserer Abreise mit Ihnen keine Rücksprache gehalten?

— Nein, erwidert der Gatte erstaunt.

— Nun, dann will ich Ihnen sagen, was er Ihnen zu sagen vergessen . . .

### Aus der Bedientenwelt.

Frau von A. tritt in dem Augenblick in die Küche, da der Bediente Joseph einen tüchtigen Zug aus der Chartreuse-Flasche macht. Beide stehen höchst betroffen da. Endlich sagt die verblüffte Hausfrau in strengem Tone:

— Wahrhaftig, Joseph, ich bin erstaunt . . .

— Und nun erst ich! gnädige Frau. Ich glaubte, Sie wären ausgegangen! . . .

### Eine, die den Muffet korrigirt.

Man kennt das reizende Lustspiel Alfred Muffet's: „Eine Thüre muß offen oder geschlossen sein“. Bei einer Probe zu diesem Stücke sagte eine geistvolle Schauspielerin zu dem anwesenden Dichter:

— Theurer Meister! Die Liebe steigt zumeist durch das Fenster ein.

### Für Museumbesucher.

Ein Herr aus der Provinz will das Museum besuchen. Am Thore wird er von dem Pförtner angehalten.

— Ihren Stock, mein Herr!

— Ich habe keinen.

— Mein Auftrag lautet, den Besuchern die Stöcke abzunehmen!

— Aber, wenn ich keinen habe?

— Dann holen Sie sich einen.

### Tugend nach dem Gewicht.

In einem Stücke sollen sechs Rosenköniginnen auftreten, aber es sind deren nur fünf da. Einige Besucher des Theaters reklamiren dieserhalb beim Direktor.

— Betrachten Sie nur Fräulein Pili, meine Herren; sie wiegt zweihundert Kilogramm und ich dachte, sie werde für zwei zählen.

## Am Strande.



— Ist mein Kostüm nicht zu stark dekolletiert, Graf?  
 — Unbesorgt, schöne Frau! Wir werden uns bald daran gewöhnen.

## Von der Straße.



— Ich bin doch schon zu alt, schönes Kind, um Sie nach Hause zu begleiten.  
 — Je älter, je lieber.  
 — Ach, möchte doch meine liebe Frau in K-berg zuhause auch so reden . . .



## Der unersättliche Prinz.

Legende von **Satanello**.

Elia, meine theure, geliebte Lelia! Ohne Er-röthen magst Du die Seidenbänder Deines Nieders lösen: niemals hat der Arm eines Mannes sich um einen schlankeren Frauen-leib gelegt, als der Deinige ist. Deffne Dein Nieder, Lelia, und höre mich mit Andacht, ich will Dir die Geschichte des unersättlichen Prinzen erzählen.

\*

Weit, weit, jenseits der Silberberge, der Goldthäler und der Diamantgewässer, rechts vom Fabelreiche und links vom Regenbogenlande, in der dritten Nachbarschaft des Feenreiches lebte einst ein königlicher Prinz.

Dieser Prinz war ein wunderschöner Jüngling. Seine Mutter war eine Fee gewesen und kraft ihrer Macht hatte sie ihn mit allen leiblichen Schönheiten ausgestattet: aus goldigen Sonnenstrahlen webte sie sein Haar und sein Schnurbärtchen, aus Rosenblättern formte sie sein Antlitz, aus zwei schimmernden Türkisen seine Augen, das schlanke, biegsame Rohr diente ihr als Muster zu seiner Gestalt und damit er in Allem vollkommen sei, sagte sie: „Ich will ihm ein Nachtigallenherz geben, damit er lieben könne und glücklich sei sein Leben lang!“

Und sie knetete ihm ein Herz aus tausend Nachtigallenherzen.

Und das war ein verhängnißvolles Geschenk für den Prinzen, denn er ward übermäßig verliebt. Als er das Alter erreicht hatte, in welchem die Männer den Schürzen nachzulaufen beginnen, ließ er kein Mädchen, keine Frau mehr in Ruhe. Sah er irgendwo ein schönes Mädchen oder eine schöne Frau, — gleichviel ob es eine Prinzessin oder eine arme Gänsehirtin war — so verlangte er nach ihrem Besitz und ruhte nicht eher, als bis er sie in seine Arme schließen konnte.

Besorgte Väter und eifersüchtige Gatten hüteten vor ihm vergebens ihre Töchter, ihre Gattinnen; wenn sie schön waren und er sie sah oder von ihnen erzählen hörte, befahl er sie in seinen Palast und wenn sie nicht willig kamen, ließ er sie durch Waffengewalt zu sich bringen.

Doch vergebens eilten die Schönsten der Schönen in seine Arme: je mehr Frauenleiber der Prinz umfing, desto mehr verlangte er noch in seine Arme zu schließen. Ganze Wagenladungen schöner Frauen brachte man ihm aus allen Theilen des Landes, so daß sie schon seinen Palast füllten; der Prinz aber sagte immer wieder:

— Nicht genug! Ich will noch mehr!

Königliche Kouriere bereisten ferne Länder und brachten schaarenweise schöne Mädchen und Frauen herbei, so daß man eine ganze Stadt erbauen mußte, um die Favoritinen des Prinzen unterzubringen. Der Prinz aber sagte noch immer:

— Nicht genug! Ich will noch mehr!

Die königlichen Eltern waren tief betrübt über die Unersättlichkeit des Prinzen; dieser aber erwiderte ihnen:

— Ich werde nicht eher glücklich sein, als bis es mir gegönnt sein wird, alle schönen Mädchen und Frauen der Welt auf einmal zu umarmen!

— Du verlangst etwas, was selbst die Macht Deines königlichen Vaters, selbst meine Feengewalt nicht zu erfüllen

vermag, — sagte die Mutter des Prinzen traurig. Wie willst Du alle Mädchen und Frauen der Welt auf einmal umarmen, selbst wenn sie da wären, — hast Du doch nur zwei Arme! Das ist unmöglich!

— Wenn ich es nicht thun kann, muß ich sterben, sagte der Prinz.

Und sein aus Rosenblättern geformtes Antlitz begann zu bleichen, seine Türkise-Augen verloren ihren Glanz und das zehrende Fieber seines unersättlichen Liebesdurstes brachte ihn körperlich immer mehr herunter.

Der König ließ die Weisen und Gelehrten der ganzen Welt an seinen Hof berufen, die Königin berieth sich mit den mächtigsten Feen, damit sie das Verlangen des Prinzen erfüllen; aber vergebens zerbrachen sich die Weisen und Gelehrten Wochen lang die Köpfe, vergebens boten die Feen ihre ganze Macht auf: sie vermochten das Verlangen des Prinzen nicht zu erfüllen.

Das ganze Land legte Trauer an um den dahinsiechenden Prinzen und man sah stündlich seiner Auflösung entgegen. Da traf nach mehr als hunderttägiger Wanderung ein uralter Zauberer im Palaste des Königs ein.

— Was verlangt der Prinz? fragte er.

Man theilte ihm den unerfüllbaren Wunsch des Prinzen mit. Der alte Zauberer runzelte die Stirne, schüttelte das Haupt und sprach:

— Laßt mich nachdenken.

Dann schloß er sich in dem innersten Gemache des königlichen Palastes ein, damit ihn Niemand störe und blieb daselbst drei Tage und drei Nächte, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, in das tiefste Nachdenken versunken. Am Abende des dritten Tages kam er wieder zum Vorschein und sprach:

— Führt mich zum Prinzen; was er verlangt, soll geschehen.

Man führte ihn zum Lager des unersättlichen Prinzen, wo dieser sich im Fieber des unlöschbaren Liebesdurstes wand.

— Prinz! sprach der alte Zauberer, — Du wirst nicht glücklich sein, auch wenn ich Dein Verlangen erfülle. Verzichte auf diesen unsinnigen Wunsch!

— Ich verzichte nicht, ich verzichte nicht! seufzte der Prinz.

— Nun denn, ich will Deinen Wunsch erfüllen: Du sollst alle Mädchen und Frauen der Welt zumal umarmen. Aber um dies thun zu können, mußt Du Deine bisherige Gestalt verlieren. Beharrst Du noch bei Deinem Wunsche?

— Ich beharre.

— Es sei denn, wie Du es verlangst!

Der alte Zauberer erhob die Arme, sprach ein geheimnißvolles, Niemandem verständliches Wort aus und im nächsten Augenblicke war der Prinz den Augen der Menschen entschwunden.

Er löste sich in unsichtbare Atome auf. Aus der Hand des alten Zauberers aber flog im nämlichen Augenblicke allen Mädchen und Frauen der Welt etwas zu, was ihnen bis dahin unbekannt gewesen war. Dieses Etwas war — das Frauenmieder!

\*

Lelia, Geliebte! In jedem Mieder, welches eine Frau um ihren Leib legt, befindet sich ein Atom des unersättlichen Prinzen. Sein Verlangen ist nun erfüllt: er hält die Frauen umfassen. Aber er ist nicht glücklich; denn gar oft muß er fühlen, wie fremde Männerarme sich um die Frauenleiber legen.

Und darum ist es, daß das Mieder Euch so preßt und quält! Diese Qual ist die Rache des unersättlichen Prinzen. Und darum, meine theure Lelia, mögen jene mildherzigen Frauen, die weder dem unglücklichen Prinzen, noch sich selbst Qualen bereiten wollen, das Mieder ablegen, ehe Männerarme ihren Leib umfassen.

## An die Unerfahrenen!

Mädchen! traut den Männern nicht,  
Wenn sie Euch die Treue schwören.  
Meidet ferner jeden Wicht,  
Der Euch will mit Gold bethören.  
Doch, wer nur von Liebe spricht,  
Den mög't Ihr getrost erhören:  
Und Ihr soll't nach Recht und Pflicht  
Lust empfangen und gewähren!

Polydor.

(13)

## ZOHAR.

Zeitgenössischer Roman von *Catulle Mendès*.

Deutsch von *Armin Schwarz*.

X.

Was machte dieses Weib hier? Was wollte sie von ihm? Ihm war seit langer Zeit bekannt, welche Rolle sie bei dem General Roquebruffane gespielt hatte: sie war die Lieferantin für das Lasterbett des Greises, später die Freundin, Rathgeberin, wenn nicht die Verwandte der Gisela Erkelenz, dieser schamlosen Abenteuerin, welche, leider, die Mutter Stephana's war. Die Marchiso war in den Augen Leopolds das abscheuliche Ueberbleibsel einer unsaubern Vergangenheit. Er that, als würde er sie nicht hören und setzte seinen Weg fort.

Ein solcher Empfang würde jede Andere als die Marchiso aus der Fassung gebracht haben; allein sie war nicht darnach angethan, sich von einem Unternehmen, das sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, leicht hin abbringen zu lassen. Sie sprang aus dem Wagen, lief Leopold nach und faßte ihn am Arme.

— So hören Sie mich doch an! rief sie. Ich habe Ihnen ernste Dinge zu sagen.

Ohne sich umzuwenden sagte er in rauhem Tone:

— Was ist's? Sprechen Sie schnell!

Sie begann damit, daß die besten Absichten sie leiten, daß sie nur aus bloßer Ergebenheit für Leopold handle. Nicht zum ersten Male liefere sie Beweise einer uneigennütigen Hingebung für die Familie Roquebruffane. Sie sei eine brave, ehrbare Frau und es falle ihr nicht ein, einem jungen Mädchen Schaden zu wollen, das ja im Grunde an der Sache unschuldig sei. Zum Beweise dessen habe sie das Geheimniß, das sie besitze, sorgfältig bewahrt, ohne auch nur die geringste Anspielung zu machen. Jawohl, so lange dieses arme Mädchen sich abseits gehalten, sich dem Klosterleben gewidmet habe, sei kein Wort über ihre Lippen gekommen. Allein, jetzt sei Alles anders. Jetzt lebt Stephana an der Seite Leopolds und sie — die Marchiso — kann es nicht zugeben, daß dieses Kind eine Stellung, eine Zuneigung usurpire, auf welche sie . . .

— Was sagen Sie? schrie Leopold.

Die Marchisio erschrad. Sie erinnerte sich der Rohheiten des Generals Roquebrussane und dachte, Leopold könne diese Eigenschaft sowie die schwere Faust seines Vaters geerbt haben. Doch faßte sie sich bald und fuhr fort.

Sie spreche nur die Wahrheit, versicherte sie. Es thue ihr leid, diesen Schlag gegen Leopold führen, dem Rufe ihrer verstorbenen Schwester Gisela Schaden zu müssen. Aber, die Pflicht gehe über Alles: sie könne jetzt nicht länger schweigen. Er möge denn erfahren, daß sein Vater, der General Marquis de la Roquebrussane, als er die Gisela d'Erkelens heirathete, ein vollständiger Greis war. „Denken Sie: siebenzig Jahre!“ Was man von seinen Ausschweifungen, von seinen Lustgelagen in Gesellschaft von Frauenzimmern erzählte, sei eitel Geschwätz gewesen. Der General war ein Greis. Am Hochzeitsabende habe er seine Frau geküßt und zum Späße ein wenig mit ihr gekost — nichts weiter, gar nichts. Er dürfe ihr dies glauben, denn sie habe in jener Nacht in Gisela's Zimmer geschlafen. Und auch in der nächsten Nacht war nichts und in allen folgenden Nächten nichts. Stephana wäre nie geboren worden, wenn nicht einige Jahre nach Gisela's Heirath ein italienischer Tänzer Namens Stephano nach Paris gekommen wäre. Gisela hatte den Italiener stets geliebt; natürlich: er war ihr erster Liebhaber gewesen. Ich sagte ihr: „Carina, was Sie thun, ist nicht recht, denn der Marquis ist gütig zu Ihnen.“ Aber was wollen Sie mit einer verliebten Frau anfangen? Gutmüthig, wie ich war, mußte ich dem verliebten Paare sogar als Vertraute dienen und ihnen Zusammentünfte ermöglichen.

— Beweise! schrie Leopold, indem er die Marchisio bei den Schultern faßte und schüttelte.

Sie machte sich mühsam von ihm los und sagte ihm:

— Beruhigen Sie sich! Sie müssen diese Sache nicht tragisch nehmen und vor Allem bitte ich Sie, zu Stephana nicht schlecht zu sein. Sie ins Kloster zurückzuschicken und — mit einer reichlichen Ausstattung versorgt — dem lieben Gott wiederzugeben wird vollkommen genügen.

— Beweise! heulte Leopold.

— Beweise habe ich mehr als nöthig. Gisela hat, ehe sie starb, mir das Kästchen übergeben, in welchem sie Stephanos Briefe verwahrt hielt. Ich hätte diese Briefe verbrennen sollen; ich sagte mir jeden Tag: „morgen werde ich sie verbrennen“ — aber ich fand niemals Zeit dazu.

Und indem sie so sprach, reichte sie Leopold ein Päckchen vergilbter, zerknitterter Briefe, die sie aus ihrem Nieder hervorzog. Er griff nach den Briefen, eilte zu dem Wagen und begann bei dem Lichte einer der Laternen zu lesen. Es waren in der That Liebesbriefe, zahlreich und leidenschaftlich; Liebesbriefe Stephano's an Gisela, in schlechtem Italienisch geschrieben, aber sonst sehr deutlich: Dankfagungen für stattgehabte Rendezvous, Bitten um neue Zusammentünfte, Rosenamen für das Kind, das zur Welt kommen sollte und später für das Kind, das zur Welt kam und Stephana getauft wurde.

Während Leopold las, war die Marchisio nicht ganz ohne Besorgniß; sie war auf Wuthausbrüche gefaßt; sie hätte

ihm nicht so plötzlich die ganze Wahrheit enthüllen sollen. Doch als sie näher trat und ihm forschend ins Gesicht blickte, wich sie verblüfft zurück: niemals hatte sie in dem Antlitz eines Menschen einen solchen Ausdruck strahlender Freude, überströmender Wonne gesehen.

Er wandte sich zu ihr und rief: „Nehmen Sie! nehmen Sie!“ Und er gab ihr, nicht die Briefe, sondern Gold, alle Goldstücke, alle Bankbillets, die er bei sich hatte, er gab wieder und immer wieder und rief: „Da, nehmen Sie und gehen Sie fort, gehen Sie schnell fort!“ Dann, als er ihr nichts mehr zu geben hatte, ließ er sie stehen und eilte in das Haus zurück.

## XI.

Unschuld! Dieser Ruf stieg mit einem Gefühl unsagbaren Glückes aus seinem Herzen auf. Sein Blut, sein Fleisch, seine Nerven, Alles was in ihm lebte, wollte in dieses einzige Wort sich ergießen und er rief es triumphirend zu den Sternen empor und schlug sich dabei auf die Brust, als wollte er sagen: „Ich! ich! ich!“ Wenn man sich des abscheulichsten Verbrechens schuldig geglaubt hat und sich sagen darf, daß man desselben niemals schuldig gewesen — welch' köstliches Gefühl der Erlösung! „Sie ist nicht meine Schwester!“ sagte er sich ein um das anderemal!“ Er hatte nunmehr das Recht, sie schön zu finden, sie zu lieben, sie zu begehren. Und auch Stephana ward nun unschuldig; die Liebe, die in ihr lebte wie in ihm, war keine Sünde; sie fiel nicht der Verdammniß anheim, indem sie ihn heute Abends küßte.

Als er das Haus betrat, vernahm er leiche Schritte von der Treppe her. Wer kam herunter? Er wußte es wohl: Stephana!

Sie erschien und kam auf ihn zu, eingehüllt in den weiten Mantel ihres aufgelösten Haars. Er eilte auf sie zu und rief: „Sie sind nicht . . .“ Aber sie faßte ihn beim Kopfe und ließ ihn nicht vollenden und sog seinen Athem ein.

In wahnsinniger Verzückung hielten sie sich umfangen. Diese endliche Entfesselung ihrer unermesslichen Liebe tobte in dem rasenden Ungestüm ihrer Umschlingung. Ihre Leiber, ihre Seelen, ihre Herzen verlangten einander und nahmen von einander Besitz. „Stephana! — Leopold!“ So, riefen sie von Zeit zu Zeit bald zärtlich, bald wüthend, bald lachend, bald jubelnd. Es waren die Stimmen von brünstigen Thieren, von Narren, Sterbenden und von zwei Engeln zugleich, die nach der Einkerkung in der Hölle endlich die Freiheit des Himmels finden. „Stephana! — Leopold!“ Statt aller Worte nannten sie nur ihre Namen. In „Stephana“ und „Leopold“ drückte sich alle Liebe aus, ihr langes Begehren, ihr Kummer, ihr Entzücken. Die Stoffe flogen in Stücken von dem Leibe der Geliebten und sie erschien nun in ihrer triumphirenden und schamlosen Schönheit. Er faßte sie, umschloß sie und trug sie davon. Da lag sie nun vor ihm, stolz in ihrem Falle, und der Schrei der Weib werdenden Jungfrau war ein heller Freudenschrei!

Ende des zweiten Theiles.

### Dritter Theil.

#### I.

Aus Castel-Lauterès, dem alten Käfig, war der alte Vogel ausgeflogen: Madame Cardenac war gestorben und nach Nemours geführt worden, um dort beigesetzt zu werden.

Während die Leute das Trauergerüste im Hofe abbrachen, befanden sich Sourdeval und Cardenac in der großen Stube, ohne einander anzuschauen. Der Sohn der Verstorbenen weinte nicht. Ein harter, schier drohender Ausdruck lag in seinen Zügen; schwere Falten hatten sich auf seine Stirne und in seine Wangen gelegt. Es war gleichsam ein Gesicht, das in einem Fluche unbeweglich geworden. War es der Schmerz um den Verlust der Mutter, was diese Wirkung hervorgebracht hatte? Ja, dieser Schmerz und noch ein anderer, ein älterer. Der Gedanke, daß Leopold in Gesellschaft seiner Schwester verschwunden sei, unauffindbar verschwunden, endgiltig in der Schmach versunken und vielleicht gar glücklich — dieser Gedanke erfüllte ihn mit Entsetzen. Dieser Freundschaft beraubt, die einst sein Leben verschönt hatte, fühlte er sein Herz kalt und leer. Madame Cardenac, der man nach der Flucht Stephana's Mittheilung machen mußte von dieser scheußlichen, unflätigen Liebe, war davon völlig gebrochen, hatte den Lehnstuhl mit dem Bette und das Bett mit der Gruft vertauscht. Und Cardenac fragte sich, was dies für eine Erde sei, auf der Alles was man liebt, sich erniedrigt, schwindet, stirbt! Wie, die guten, alten Mütter sterben aus Kummer über elend gewordene Freunde? Duster war es in ihm geworden; er liebte Niemanden und Nichts mehr.

Jetzt trat Theresina, die Magd, ein und stellte einen Reisekoffer auf einen Sessel. Dann wandte sie sich ab und brach in Thränen aus.

Sourdeval hatte seine gütigen, thränenschweren Augen zu Cardenac erhoben und sagte ihm:

— Sie reisen ab?

— Ja.

— Für lange Zeit?

— Ja.

— Für immer?

— Leben Sie wohl!

Und Cardenac betrachtete diesen wackern, traurigen Mann, der ebenfalls seinen Antheil an so viel Bitternissen und entehrten Hoffnungen hatte. Aber er schien nicht bewegt; er sagte noch einmal „Leben Sie wohl!“ und verließ die Stube.

Langsam und festen Schrittes ging er durch den Obstgarten; nicht ein einziges Mal wandte er sich nach dem Fenster um, wo einst seine Mutter so oft zwischen den alten Vorhängen seine Heimkehr von Wald und Feld erwartet hatte. Gleichmuth und Rauheit trug er zur Schau. Er wollte sich nicht erinnern. Auf einem ausgespannten Seile trockneten allerlei Wäschestücke. Mit raschem Griffe holte er eine weiße Haube herab, eine alte Haube mit schmalen Spitzen und langen Bändern, führte sie an die Lippen und steckte sie in die Brusttasche. In der nämlichen Tasche trug er ein Portrait Leopolds aus

dessen Kinderzeit. Er hatte nicht den Muth gefunden, das Portrait zu vernichten.

Mit festen Schritten verließ er das Haus. Der Wind trocknete rasch seine Thränen.

#### II.

Norwegen hat keinen melancholischeren Fjord als den düstern Handanger. Das Wasser hat hier keinen Wellenschlag, ist aber in ewiger ächzender Bewegung und gleicht in seinem Ring von spitzigen Felsen, die es umschließen, flüssigem Ebenholz. In der Ferne bleichen ungeheure Gletscher im nördlichen matten Lichte der Polarregion.

Die wenigen Touristen, die auf einem der kühnen Steamer der norwegischen See von Bergen kommend, in den Handanger eindringen, sehen zu ihrem Erstaunen auf den wilden Felskuppen einen Palast, eine Kirche, und eine Gruft.

Auf einem kahlen Plateau erhebt sich der Palast, erbaut aus hellem Marmor, der im bleichen Sonnenlichte einen Schimmer von Goldstaub zeigt; die Fassade ist dem Lande zugekehrt, daher vom Fjord nicht sichtbar. Noch höher steht einsam die kleine, weiße Kirche und streckt ihr Kreuz gegen die Wolken. Und noch höher, auf der äußersten Spitze eines schmalen Vorgebirges, welches den Sognefjord vom Handangerfjord trennt, neigt sich über das Meer das Grabgewölbe aus weißem Granit, gleich einer großen Sphinx, die in die Ferne starrt.

Diese drei Gebäude bilden eine feierliche Stufenleiter vom Leben zum Gebet, vom Gebet zum Tode.

Die Stirnseite des Palastes aber, von welcher blühende Gärten terrassenförmig herabsteigen, schaut auf ein reizendes, sonniges Thal, das von klaren Bächen, grünen Matten und heiteren Dörfern mit Häusern aus gefärbtem Holze und hellblinkenden Fenstern, belebt ist.

Der Laune eines königlichen Kindes verdanken diese drei Gebäude ihre Entstehung, die inmitten der Trostlosigkeit des Fjords und des lachenden Lebens des Thales hier errichtet wurden. Leute von Bergen, Odde und Bassevangen erzählen sich noch diese Geschichte, die fast eine Legende ist.

Die Prinzessin Fabrizia, eine in Palermo geborne Italienerin, die später eine Deutsche werden sollte, wollte einmal — sie war damals fast noch ein Kind, heute ist sie die erlauchte Gemahlin eines regierenden Königs — die Länder besuchen, wo man friert. Den Schnee zu sehen ist ein Verlangen, das allen Kindern des Südens eigenthümlich ist. Sie reiste denn ab, begleitet von ihren Ehrendamen und vielen Kämmerern, die ihre Puppen trugen. Der König von Schweden erschien mit einem Ehrengelichte in Malmoe zu ihrem Empfange. Doch der Besuch der Städte Stockholm, Upsala, Christiania, Drontheim genügte der reisenden Prinzessin nicht; sie hatte noch ganz die Sonne ihres Heimatlandes in den Adern und wollte die Einsamkeit des Schnees in dem bleichen Lichte des Nordens sehen; die Kämmerer, mit ihren Puppen beladen, mußten ihr auf ungebahnten Wegen nach dem unbekanntem Norden folgen. Sie reiste in Säufsten, die mit Seidenstoffen und Goldfransen verkleidet waren; dort saß sie in eine Ecke gelehnt, ein wenig fröstelnd in ihren Pelzen.

Nachdem sie das Land von Vassevangen durchzogen hatte, das hell und warm ist wie ein italienisches Thal; nachdem sie am Abhang des Buerboe bleiche Sträuze von Aconit und Belladonna gepflückt hatte, sah sie sich eines Tages auf der Höhe eines Berges, von wo sie gleichzeitig die lachende Ebene, die himmelanstrebenden Gletscher und den finstern Handangerfjord sehen konnte und sie fand, daß dieser Ort gut gewählt wäre, um da zu leben, da zu beten und da zu sterben.

Und allsogleich hatte sie in ihrem kindischen Köpfschen den Entschluß gefaßt, auf diesen Höhen einen Palast, eine Kirche und ein Grabgewölbe errichten zu lassen. Nach Sizilien zurückgekehrt schwor sie, daß sie sterben müsse, wenn man ihrer Laune nicht nachgeben wolle und man hütete sich wohl, ihr zu widersprechen. Die Bauten wurden rasch ausgeführt und der Palast mit prächtigen Möbeln eingerichtet; auch ein Käfig war da für den Lieblingsvogel der Prinzessin, einen Staarmas. In der Kirche ward ein junger italienischer Priester angestellt, der sich in dem kalten, lutherischen Norwegen nicht recht heimisch fühlte. Nur das Grabgewölbe blieb leer. Aber, als der Frühling kam und Alles bereit war, um die Prinzessin aufzunehmen, erklärte sie, daß sie nicht die mindeste Lust fühle in dem Lande

zu leben wo man friert und daß sie es vorziehe, in einem Palast in Indien zu bereisen, in Gesellschaft ihrer Puppen und ihres Staarmases.

Heute ist die Königin Fabrizia ernst geworden und wohl erfahren in Sachen der Politik; sie denkt wohl kaum mehr an die romantische Laune ihrer Kinderzeit. Praktisch wie sie ist, hat sie ihr Palais in Norwegen längst verkauft. Jetzt ist es von einem französischen Paar bewohnt, einem Herrn und einer Dame, die eine zahlreiche Dienerschaft haben; die Bediensteten sind sämtlich Italiener, der Landessprache unkundig, so daß sie gezwungen sind, über ihre Herrschaft Diskretion zu bewahren. Man kennt ihre Namen kaum; man vernumthet, daß es Mann und Frau seien. Der italienische Priester, der in seiner Kirche geblieben ist und langsam altert, versichert, die Fremden seien Katholiken, denn sie kämen öfter zur Messe. Wenn der Abend sich auf die nordische Landschaft herabsenkt, dann sieht man in dem Palais die Fenster eines Zimmers sich erhellen.

Diese Fremden sind Leopold und Stephana.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Jean qui rit.

Verlag von Gustav Grimm in Budapest.

Mit der vorliegenden Nummer schließt das II. Quartal des

## „CAVIAR“

Pikante und heitere Blätter.  
Illustrirtes Wochenblatt.

„Caviar“ bietet in Wort und Bild, in Dichtung und Prosa, pikanten und humoristischen, Unterhaltungsstoff in reichlicher Auswahl.

Ein Stab bewährter Mitarbeiter und Beichner ist bemüht, für „Caviar“ den Beifall des Lesepublikums weiter zu erhalten.

Wir ersuchen um rechtzeitige Erneuerung der Pränumeration, damit in dem Versandt des Blattes keine Störung eintrete.

Pränumerationsbetrag für „Caviar“ ist für Oesterreich-Ungarn:

auf  $\frac{1}{4}$  Jahr 2 fl. 50 kr. —  $\frac{1}{2}$  Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.

für Deutschland und das übrige Ausland:

auf  $\frac{1}{4}$  Jahr 4 Mark 50 Pf. —  $\frac{1}{2}$  Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.

Diese Beträge sendet man am Bequemsten mittelst Postanweisung der nächstgelegenen Buchhandlung, Belegungs-Expedition oder direct an uns ein, worauf das Blatt franco ins Haus gestellt wird.

Gustav Grimm, Verlagsbuchhandlung, Budapest.